Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Unsere Demokratie
Autor: Bovet, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750216

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNSERE DEMOKRATIE.

Den Titel bitte ich zu lesen: *unsere* Demokratie. Denn es gibt verschiedene Begriffe der Demokratie, wie es verschiedene Begriffe der Tugend gibt. Die Behauptung, *wir* hätten den besten Begriff, liegt mir fern. Es gilt einfach, in gedrängter Weise zu untersuchen, was wir Schweizer unter Demokratie verstehen, damit wir mit klarerem Bewusstsein unsere Wege gehen.

Der Demokratie geben wir vor allem einen politischen Sinn und verbinden sie daher mit dem Begriff Republik; damit ist jedoch ihr Inhalt noch lange nicht erschöpft. Die katholische Kirche, mit ihrer strengen Hierarchie, mit ihrer diskussionslosen Disziplin, ist in gewisser Hinsicht sehr demokratisch: aus den bescheidensten Verhältnissen heraus kann ein Priester bis zum päpstlichen Stuhle steigen (so der verstorbene Pius X.). In der italienischen Monarchie sind die *sozialen* Beziehungen oft demokratischer als bei uns; im dortigen gesellschaftlichen Verkehr der Gebildeten wird der einzelne einfach gefragt: „Was bringst du uns an Intelligenz, an Förderung?" Bei uns lautet die Frage zu oft: „Das Vermögen? die Eltern? die Partei?" Sogar in Russland soll der Zarismus, wie mir eine autorisierte Persönlichkeit schreibt, eine gewisse Demokratie an sich haben; wie das geschieht, verstehe ich freilich nicht; ich muss aber auf der Welt viele Möglichkeiten annehmen, die ich nicht verstehe. Jedenfalls erzählte mir vor Jahren der frühere Präsident Loubet eine sehr hübsche Anekdote des jetzigen Zaren, die er selbst in Russland erlebte und die in ihrer Art sehr demokratisch war.

Dass wir uns bis jetzt, in sozialer Beziehung, oft wenig demokratisch verhalten, das erklärt sich leicht. Wenn der italienische Graf auf der Straße mit einem Arbeiter gemütlich plaudert, oder wenn er in seinem Salon einen Bourgeois liebenswürdig empfängt, so bleibt doch die „Distanz" markiert, durch den Titel, durch den Ton und durch andere Äußerlichkeiten. Wenn aber, wie bei uns, diese Äußerlichkeiten fehlen, so wird der gesellschaftliche Verkehr auf andere Weise geregelt und eingeschränkt. Denn wir können lange die Gleichheit aller Menschen verkünden; im Grunde strebt doch jeder Mensch nach Auszeichnung, und Auszeichnung ist Ungleichheit. Daher die große Wirkung von Orden und Titeln (Professor, Direktor und Rat jeder Art) sogar bei biederen Schweizern.

Vor allem sind wir Bourgeoisie; in der kleinen Bourgeoisie bin ich aufgewachsen und weiß, was da für Kräfte und Tugenden wirken, die im Notfall Heldenhaftes leisten würden; aber demokratisch im weitern menschlichen Sinne ist sie nicht.

Unsere Demokratie ist politischer Art; da sind wir allen voran, auch der großen Schwesterrepublik. Das allgemeine Stimmrecht betrifft bei uns nicht bloß die Wahlen, sondern auch die Genehmigung der Gesetze, das Referendum, die Initiative. Und noch viel wichtiger ist der *Geist,* der bei uns die Bürger beseelt. Nicht etwa, dass alles vollkommen wäre; wir kennen ja die „Beeinflussungen", manchmal sogar die Wühlereien; doch lange nicht in demselben Maße wie andere Länder; der Ernst, mit dem die meisten Bürger ihr Votum überlegen, ist großartig, und noch großartiger die Pflichttreue, mit der die Minderheit sich dem Beschlusse der Mehrheit fügt. Ein Entscheid wird befolgt, was auch der einzelne davon halten mag. Gebot bleibt Gebot. Das ist der feste Boden der Demokratie. Der *Contrat social* des Genfers Rousseau entspricht so sehr *unserem* Geiste, dass auch diejenigen ihn verwirklichen, die ihn nie gelesen haben. Die gleichwertige Autorität eines jeden Bürgers ist die harte, heroische Fiktion, die der politischen Demokratie zugrunde liegt; bei diesem System kann die Staatsordnung nur dann bestehen, wenn der ersten Fiktion eine zweite entspricht: die Mehrheit hat Recht. *Vox populi, vox Dei.* Fiktionen?! Man soll mir irgend ein politisches System anführen, das nicht auf Fiktionen beruhte! Die unsrige ist unter allen diejenige, die dem einzelnen Menschen die größte Würde zuschreibt; deshalb nenne ich sie heroisch. Und sie wirkt bildend, wie jedes hohe Ideal. — Gelegentlich mag mancher seine eigene Kompetenz höher einschätzen als die des Nachbarn; dieses Gefühl der Überlegenheit weicht jedoch bald vor dem Gefühl der Brüderlichkeit; wenn ich auf dem Wege zur Urne dem und dem begegne, so fasst mich etwas großes; gleich sind wir, wie die Christen vor Gott; unserem Glauben bringen wir ein Opfer; und, wie die Liebe, so veredelt sich auch der Glauben durch die Opfer, die man ihm bringt.

So erklärt sich unsere Stellung einem Mehrheitsbeschluss gegenüber. Bei den deutschen Studenten heißt ein Gebot: „Erst saufen, dann rempeln." Bei uns geht es umgekehrt: wir disku-

tieren, wir kämpfen für eine Idee, dann aber fügen wir uns. Die meisten Kommentatoren des *Contrat social* lächeln über Rousseaus Auffassung vom heiligen Rechte der Mehrheit; sie empfinden sie als eine Brutalität; sie verstehen sie nicht und können sie nicht verstehen. Uns ist sie ein Erlebnis. Die Mängel, die Gefahren unseres Systems sehen wir ein; doch denkt kein Schweizer daran, das Grundprinzip zu ändern, sondern bloß daran, es in steter Entwicklung zu bessern. Die Notwendigkeit einer Autorität ist uns eben so klar als einem Monarchisten; die Autorität wird uns aber nicht von außen diktiert, sie kommt von innen, aus der Tiefe eines politischen Glaubens. Bei uns fühlt sich ein jeder als Wächter des Gesetzes, das er selbst geschaffen, und das ihn selbst wie jeden Mitbürger zugleich begrenzt und beschützt. Und dieses innige Verwachsen mit dem Gesetze als mit der Seele des Staates unterscheidet uns scharf von allen unseren Nachbarn, verbindet uns alle zu einem festen Ganzen. Im Auslande bewundern wir diese oder jene Überlegenheit, fühlen aber deutlich, dass in der Lebensauffassung uns etwas nicht behagt; aus allerlei Dingen ersehen wir, dass dort der einzelne im Ganzen nicht das bedeutet, was er bei uns bedeutet. Und umgekehrt hat auch der Fremde in der Schweiz oft ein Gefühl des Unbehagens; manches empfindet er als eine Härte; unsere Selbstdisziplin in der Freiheit, unsere Einheit in der Verschiedenheit sind ihm ein Rätsel. Kehrt er nach Hause, so begrüßt er die Grenze seines Vaterlandes mit derselben Freude, wie wir die unsrige begrüßen.[1]) Dieses „Gefühl" beweist unsere Eigenart, besser als jede Theorie.

Zur Illustration will ich hier nur *eine* Anekdote einflechten; jeder Leser wird aus seiner Erfahrung Ähnliches kennen.

Sonntag den 29. März dieses Jahres erlebte ich schöne Stunden in der Nähe von Paris, in Boulogne-sur-Seine, im „Cercle autour du Monde", von dem ein andermal die Rede sein soll. Zusammen mit einem Kollegen der Sorbonne, Herrn B., und dessen Gemahlin, kehrte ich zu Fuß nach Paris zurück, durch den Bois de Boulogne, wo die ersten Knospen grünten. Der Weg war wundervoll, doch etwas lang; und da zu Hause noch Arbeit vorlag, entschloss ich mich, einen Taxameter zu nehmen, bei Longchamps, wo eben ein Wettrennen stattfand. Der Chauffeur, der an der Spitze einer langen Reihe von Wagen stand, erklärte höflich und bestimmt, er fahre lieber nicht; er warte auf das Ende des Rennens,

[1]) Jüngst sagte ein Fremder, der seit vielen Jahren in der Schweiz ansäßig ist: „Auf eine Weile muss ich aus der verfluchten Neutralität heraus." Das Wort hat mich zuerst verletzt; mit Unrecht; jetzt freut es mich.

um dann ohne Zähler eine gutbezahlte Fahrt zu machen. Ich berief mich auf das Reglement; vergebens. Hundert Meter weiter teilte ich die Sache einem Polizisten mit, und bat Herrn und Frau B. weiter zu gehen damit die Dame durch die bevorstehende Diskussion nicht belästigt werde. Frau B. erklärte jedoch: „Ich mache mit; ich bewundere Sie; Sie sind eben ein Schweizer; wir Pariser hätten uns die Sache gefallen lassen; Sie verlangen Ordnung; ich will das Ende sehen.“ So gingen wir mit dem Vertreter des Gesetzes zum Chauffeur zurück. Der stand lächelnd da, schon umgeben von mehreren Kollegen. Mit ruhigen und höflichen Worten forderte ihn der Polizist auf, sofort zu fahren, mir seine Nummer zu geben (1518. G. 7), und lud uns ein, einzusteigen. Nun wurde die Kurbel gedreht, kräftig, zu wiederholten Malen..., alles umsonst; der Motor schien ausgestorben! Es lag offenbar Sabotage vor; und die Komödie war wirklich drollig: unser Chauffeur an der Kurbel, rot vor Anstrengung; seine Kollegen in heller Freude, und wir... in Verlegenheit. Der Polizist befiehlt, der Chauffeur kurbelt, die andern lachen und sticheln; ich will die Sache aufgeben, doch Frau B. will unbedingt ausharren. Und nun geht die Redeschlacht los, in der ein Kutscher der Urbaine (mit weißem Hut) die Hauptrolle spielt. Er brüllt mich an: „Sie verfluchter Bourgeois, Sie wollen einen armen Teufel um seinen Verdienst bringen.“ — Ich: „Ihr habt dem Gesetze zu gehorchen.“ — Er: „Gehorchen? Sind wir denn Knechte? Gehorchen? Sagen Sie es doch lieber Ihrem Schw... Kerl von Caillaux!“ — Ich: „Was geht mich Caillaux an? Ich pfeife auf ihn. Ich bin aus einer Republik, die sechshundert Jahre zählt, und keinen Caillaux kennt.“ — Allgemeines Gelächter: „Eine sechshundertjährige Republik? Wo steckt denn das Wunder?“ — Ich: „Das ist die Schweiz.“ — Verlegene Zustimmung: „Ach so, die Schweiz; das stimmt.“ — Ich benutze den Vorteil: „Jawohl, in der Schweiz gehorcht ein jeder Bürger dem Gesetze.“ — Der Kutscher antwortet: „In Ihren Worten steckt etwas Richtiges. Ich glaube aber zu wissen, dass in Ihrem Lande die Gesetze vom Volke selbst gemacht werden, und nicht, wie bei uns, von diesen Sch..... Kerls von Abgeordneten.“ — Worauf ich erwidern muss: „Das stimmt freilich. Immerhin soll ein jeder, ob groß oder klein, das Beispiel des Gehorsams geben. Nur derjenige darf kritisieren, der selber gehorcht.“ — Ein Anderer: „Das ist aber Sache einer allgemeinen Erziehung.“ — Wir hatten uns ausgesprochen; der Motor allein beharrte im Schweigen; da nahmen wir freundlich und lachend von einander Abschied. Gesiegt hatte ich nicht, doch blieb ich froh, ein Schweizer zu sein.

Sache des Historikers und des Juristen ist es, die Entwicklung und die verschiedenen Bestandteile unserer Demokratie festzustellen. Ich begnüge mich, darauf hinzuweisen, dass Gebirge und Flachland, Bauern und Städter, Germanen und Welsche zusammen an der Arbeit waren; und es ist bemerkenswert, dass die Demokratie, welche in der Waldstätte ihren Anfang hatte, im Genfer Rousseau ihren genialsten Theoretiker fand. So lange sie nicht grundsätzlich sind, bringen die Verschiedenheiten der Auffassung in Osten und Westen keine Gefahr, sondern eine Bereicherung und Vertiefung.

Die Gefahr liegt anderswo. Ich verhehle sie mir nicht. Seit

einigen Jahren ist es bei den Gebildeten geradezu Mode geworden, von der „Mediokratie“ und vom Verfall des Parlamentarismus zu sprechen. Nicht ohne Berechtigung. Will man aber etwa zum aufgeklärten Despotismus zurückkehren? Die deutlichen Gefahren dürfen unseren Glauben an die Zukunft nicht erschüttern; sie sollen uns anregen, nicht in Selbstzufriedenheit auf dem Weg stehen zu bleiben.

Die allzustarke Betonung der ökonomischen Faktoren hat den politischen Sinn geschwächt; der stete Gedanke an den Wohlstand, an die materielle Sicherung des morgigen Tages hat die Sorge um die moralische Würde, die die kommenden Geschlechter adelt, in den Hintergrund gedrängt; man vergisst, dass die irdischen Güter so wie so sehr rasch auf- und abgehen, während die Kulturwerte durch den bewussten Willen langsam geäufnet und gesichert werden. — Dann sind die politischen Parteien in ihren Schablonen eingeschlummert; gewiss sind Organisation und Disziplin notwendig; und die „Vertrauensmänner“ sind als richtige Vermittlung zwischen Wählern und Gewählten ausgedacht worden; es kommt aber alles auf den belebenden Geist an; die beste Organisation wird allmählich zur starren Formel, wenn man hie und da nicht etwas revolutioniert, indem man auf den Grundsatz zurückgeht; so sind die Vertrauensmänner zum Teil zu anonymen Machthabern geworden, und so hat die Sorge um die Herrschaft schon manche Partei um ihre tätige Kraft gebracht; sie „konserviert“ *ihre* Stellung; sie erobert nicht neue Werte für die Allgemeinheit. Ein Mann, der unser politisches Leben aus der Nähe kennt, sagte mir: „Wenn ein Politiker bei uns die verschiedenen Stufen der Karriere durchlaufen hat, so etwas bureaukratisch, da hat er gewiss vieles gelernt, manchen Jugendfehler abgestreift; er hat aber auch auf dem Wege, beinahe unbewusst, das Beste seiner Eigenart verloren; er gelangt zur äußeren Macht, und hat die innere Kraft nicht mehr. Sein Sieg ist der des Pyrrhus.“ — Und endlich ist die Kantönlipolitik eine immer größere Gefahr; sie trägt die größte Schuld daran, dass bei uns der Staatsbegriff erblasste, dass wir eine zunehmende administrative, bureaukratische Zentralisation haben, statt einer politischen Konzentration. Und wenn ein Leser dieser Zeilen den Unterschied nicht merkt, so beweist er eben dadurch, dass bei uns der politische Sinn eine Krisis durchmacht.

Diese Krisis merkt man auch an unserer Auffassung des Schweizerheeres. Gibt es denn, zwischen dem preußischen Ideal und den Antimilitaristen keinen Weg, der uns eigen wäre? Herr Kurt Breysig hat ja verkündet, dass die allgemeine Wehrpflicht die „demokratischste aller Staatseinrichtungen“ sei. Den Superlativ dürfen wir ruhig weglassen, und doch daran festhalten, dass zwischen dem Heere und der Demokratie kein notwendiger Gegensatz besteht. Im Gegenteil; nur soll dabei *unsere* Demokratie zugrunde gelegt werden. Die eiserne Disziplin, ja, der Drill ist unerlässlich, segensreich. Das hat die Mobilisation vielfach bewiesen, und viele welsche Soldaten haben es erkannt. Doch kommt es auch hier auf den Geist an. Nicht das Militär soll unsere Demokratie beherrschen, sondern umgekehrt. Denn die friedliche Kulturarbeit ist das Normale; der Krieg ist die Ausnahme. Wir arbeiten für den Frieden, nicht für den Krieg. So will der Schweizer, auch im Heere, *verstehen;* und so kommt auch hier die Autorität nicht von außen, sondern von innen. Ist diese allgemeine Basis des Vertrauens gewonnen, so kann man ruhig, im Notfall und auch bloß zur Übung, blinden Gehorsam verlangen. Zu Anfang steht aber, als Voraussetzung, die demokratische Überzeugung. — Das ist gewiss eine Erschwerung der Aufgabe für die Offiziere; die Demokratie erschwert viele Aufgaben, auch im bürgerlichen Leben; die Mühe lohnt sich. Dass die Franzosen von den Preußen sehr viel gelernt haben, ohne zu Preußen zu werden, und dass sie auf *ihre* Weise Großartiges erreicht haben, das beweist der jetzige Krieg. Sollten wir denn nicht *unsere* Methode haben? Man lese das Buch von de Traz: *L'homme dans le rang.* [1])

Hätten wir ein klareres Bewusstsein von dieser *unserer* Demokratie, so hätten wir seit dem 1. August manchen Streit unter uns

---

[1]) Siehe *Wissen und Leben,* Band XIII, Seite 585. Aus meiner Besprechung zitiere ich die Worte: „Bei uns sind Bürger und Soldat zwei Begriffe, die wir nie trennen dürfen. Ein schlechter Bürger ist ein schlechter Offizier; und umgekehrt. Wenn jeder Offizier es weiß, dass er in der Kaserne pflichtbewußte Menschen zu erziehen hat, und dass er auf der Strasse die Achtung der Bürger verdienen soll, und wenn jeder Bürger es weiß, dass er im täglichen Leben mit der militärischen Selbstzucht zu wetteifern hat, dann sind auch für die Friedenszeit die vielen Millionen nicht verloren, die wir für das nationale Heer ausgeben. Auf dem weiten Felde der bürgerlichen Arbeit stehen wir alle zusammen, in Reih' und Glied, lernen von einander und sind freie Männer, weil wir freiwillig dem Gesetze gehorchen.“

vermieden. Es gilt für unsere Politik, in nächster Zeit, auf diese grundsätzliche Einheit zurückzugehen; das nationale Problem, das jetzt mit verschiedenen praktischen Fragen in die vorderste Linie rückt, hängt in unauflöslicher Wechselwirkung zusammen mit dem Problem der Demokratie.

ZÜRICH E. BOVET

□□□

† DE MUN.

Der Name des Verstorbenen wird mit Ehren in der Geschichte dieses Krieges genannt werden. Graf de Mun gehörte zu dem auserlesenen Kreis französischer Akademiker, die in den ersten für Frankreich besonders schicksalsschweren Wochen den Patriotismus und die Hoffnungen der Franzosen immer von neuem aufrichteten. Die Artikel der Hanotaux, Capus, de Mun, um nur einige zu nennen, haben eine Woge der Begeisterung über das Land ausgegossen und grössere Entmutigung über den Vormarsch der Deutschen nicht aufkommen lassen. Albert de Mun erfüllte sein Pensum am *Echo de Paris*, dem Blatte seiner speziellen Richtung. Seine Artikel waren in mehrfacher Hinsicht interessant; militärische Kürze verband sich mit eleganter Ausdrucksweise, und aus jeder Zeile klang's: jetzt gilt's um Frankreichs Existenz. Kein Zweifel, dass der Royalist de Mun damit auch die Herzen jener Franzosen gewann, die ihn ein Lebenlang leidenschaftlich bekämpfen mußten. Die Nummer des *Echo de Paris* vom 7. Oktober enthält den Nekrolog des großen Politikers und zugleich seinen letzten Artikel, datiert Bordeaux, 5. Oktober, 8 Uhr 25. Nachts ist de Mun einer Herzaffektion erlegen. Der Artikel schließt mit den Worten: „Il n'y a pas de quoi pousser au pessimisme". Mit einem Schimmer von Hoffnung auf den Sieg ist de Mun ins Grab gesunken. Sie war nicht so unberechtigt: haben ihn doch die seitherigen Ereignisse bisher nicht desavouiert: die deutsche Offensive ist zum Stehen gekommen, und die Franzosen haben dem Gegner den weiteren Vormarsch verlegt.

Nicht militärische Lorbeeren sind's, die den Ruhm Albert de Muns ausmachen. Der Kürassier Hauptmann quittierte den Dienst nach dem Siebziger Krieg, um in die katholisch-soziale Bewegung einzutreten. Seine Domäne wurden in der Folge die soziologischen, literarischen und politischen Fragen; er erwarb sich darin einen autoritativen Namen und konnte in den neunziger Jahren mit Erfolg für die Akademie kandidieren. Seine stärkste Seite war die Beredsamkeit.

Der Royalist de Mun hat zusammen mit seinem Kriegskameraden von 1871, dem Obersten La-Tour-Du-Pin, den Traum der Monarchie genährt. De Mun wirkte mehr im Dienst der Partei und auf der Tribüne, während La-Tour-Du-Pin der Dogmatiker wurde. Was dieser frühere Militär in seinen Werken — das bemerkenswerteste heißt: *Vers un ordre social chrétien* — an politischen und ökonomischen Kenntnissen beibrachte, ist imponierend. Zwei Denker hatten entscheidenden Einfluss auf die Ideenrichtung der beiden Freunde: Le Play und Veuillot. „L'erreur fondamentale, schrieb La-Tour-Du-Pin, des conservateurs est de ne pouvoir se croire révolutionnaires, alors même qu'ils sont attachés au maintien